

als die Offenbarungskunde selbst bietet; thatsächlich ist in den meisten Fällen gerade das, was über die Offenbarungsurkunde hinausgehend behauptet worden ist, zu streitigen Punkten zwischen Kirche und Wissenschaft geworden; jedenfalls entzieht sich die Offenbarung in keinem der fundamentalen Artikel der nachstrebenden menschlichen Erkenntnis.

Die Lebensbethätigung der Wissenschaft erfolgt in zweifacher Weise: in der Litteratur und im Unterricht. In dem Verhältniss zu beiden kommt das Verhältniss der Kirche zur Wissenschaft in concreto in Betracht. In Uebereinstimmung mit den vorhin dargelegten Anschauungen beansprucht die Kirche keine kirchliche Censur, sie verträgt die Pressfreiheit; und wenn auch die periodische Presse der Kirche oft Schmerzen macht, so sagt doch Nitzsch (a. a. O. I. S. 327) mit Recht: „es ist eine sehr eitle Erziehungsweisheit, welche aus völligem Misstrauen gegen die freie das Gift austossende Vernunftkraft das Gift in das Blut zurücktreibt“. Etwas anders gestaltet sich das Verhalten der Kirche in Betreff des Unterrichts. Dieser ist Mittheilung an Unmündige; und für diese ist die Kirche in Betreff aller religiösen Angelegenheiten der natürliche und göttlich berufene Vormund. Sie gestattet volle Lehrfreiheit in allen Bildungsanstalten für Mündige (Universitäten, Akademien), weil sie hier die persönliche Urtheilsreife und Unterscheidungs-gabe voraussetzen darf; aber sie müsste ihr eigenes Mutterherz verleugnen, wollte sie zu ihren unmündigen Kindern anders reden lassen, als es mit den Ueberzeugungen übereinstimmt, die sie im Herzen trägt. Ein confessionsloser Religionsunterricht ist vom kirchlichen Standpunkte aus ein Unding. Das Verlangen der Trennung der Schule von der Kirche in dem Sinne, dass auch der Religionsunterricht und die Mitinspektion des Geistlichen aus der Schule gewiesen werde, begegnet bei der Kirche einem principiellen Gegensatz, dem, dass sie nicht zugeben kann, dass die weltlichen Unterrichtsfächer und die bürgerliche Erziehung ausdrücklich ohne Beziehung zur Religion gedacht und cultivirt werden sollen, während es Aufgabe des Christenthums ist, Alles ohne Ausnahme mit dem christlichen Sauerteige zu durchdringen.

## RECTORATSWECHSEL

AN DER

# UNIVERSITÄT LEIPZIG

AM 31. OCTOBER 1880.

I.

REDE DES ABTRETENDEN RECTORS

**DR. LUDWIG LANGE.**

BERICHT ÜBER DAS STUDIENJAHR 1879/80.

II.

REDE DES ANTRETENDEN RECTORS

**DR. ERNST LUTHARDT.**

DIE SITTICHE WÜRDIGUNG DES BERUFS.

R

572 -

LEIPZIG,

DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN,  
UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

Sachen, bezüglich deren die gerichtlich erkannte Strafe uns noch nicht officiell bekannt geworden ist, oder bezüglich deren die gerichtliche Untersuchung noch schwebt, und deren disciplinelle Bestrafung erst später eintreten kann, es sich nicht um sogenannte gemeine Verbrechen handelt. Ich hoffe, Commilitonen, dass Ihr den guten Geist, der in der Leipziger Studentenschaft herrscht, den Sinn für Sittlichkeit, Wohlanständigkeit und Ehrenhaftigkeit, von dem Ihr erfüllt seid, und ohne den ein so grosses Gemeinwesen nicht bestehen kann, auch unter dem Rectorate meines Nachfolgers bewähren werdet.

Der Fleiss der Studierenden endlich hat auch in diesem Jahre den Erwartungen entsprochen, die wir auf Grund der Erfahrung einer langen Reihe von Jahren hegen durften. Ein Beweis dessen ist die grosse Zahl der vor den vier Facultäten mit Erfolg abgelegten Promotionsprüfungen und der vor den Staatsprüfungs-Commissionen wohl bestandenen Examina. Ein fernerer Beweis ist der starke Andrang zu den Seminaren, den Gesellschaften und den praktischen Uebungen der Institute, sowie die Frequenz unserer Vorlesungen. Endlich ist ein Beweis davon auch das erfreuliche Resultat der im vorigen Jahre ausgeschriebenen Preisbewerbung, zu dessen Verkündigung ich nunmehr schreite.

Hierauf gab der Rector den Bericht über den Erfolg der Bewerbung um die bei dem letzten Rectoratswechsel ausgeschriebenen Preise und verkündete sodann die neu ausgeschriebenen Fragen. In beiden Beziehungen wird hier auf das vom 31. October datirte Programm verwiesen, dem der abtretende Rector in seiner Eigenschaft als Programmatar eine Abhandlung, betitelt: „*Spicilegium criticum in Ciceronis orationem de domo*“, vorangeschickt hat. Zum Schlusse erfolgte die Vereidung des neuen Rectors und die Uebergabe der Amtsinsignien an denselben.

## II.

## Rede des antretenden Rectors

Dr. theol. et phil. **Chr. Ernst Luthardt.**

Hochansehnliche Versammlung!

Indem ich das Amt, welches das ehrenvolle Vertrauen meiner Herren Collegen mir übertragen, nach akademischer Sitte mit einer Rede antrete, darf ich vielleicht was ich zu sagen gedenke an die Erinnerungen des heutigen Tages anknüpfen. Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer Universität, die Feier ihres Rectoratswechsels gerade am 31. October zu begehen. Wir werden diesem Brauche seine innere Berechtigung nicht absprechen können. Denn dass die mächtige Bewegung der Geister, an welche uns dieser Tag erinnert, auch, wenn wir von der nächsten religiösen Bedeutung absehen, für das gesammte geistige Leben unserer Nation und für die Pflege der Wissenschaft eine Epoche bezeichne, darüber wird unter uns wohl keine Verschiedenheit der Gedanken sein. Und wer eine Geschichte der deutschen Universitäten und ihres wissenschaftlichen Lebens schreiben wollte, würde an Wittenberg und seinen Erinnerungen jener Tage nicht vorübergehen können. Wenn ich an den Geist der Kritik erinnere, welcher seine Forschung durch

die Ueberlieferungen oder auch Vorurtheile der Jahrhunderte hindurch bis zu den ersten Quellen erstreckt, oder an den Geist der unbestechlichen Wahrhaftigkeit, der dort eine so rücksichtslose Vertretung gefunden, so nenne ich nur etliche wesentliche Lebensbedingungen für die Erfüllung des wissenschaftlichen Berufs, die noch um manche andere vermehrt werden könnten.

Höher aber vielleicht noch als dies werden wir das Andere stellen dürfen, dass wir gelernt haben, unsere wissenschaftliche wie alle Arbeit unter den Gesichtspunkt des Berufs zu stellen und zum Gegenstand sittlicher Würdigung zu machen. Denn, meine hochverehrten Herren Collegen, darin sind wir alle eins, dass was uns verbindet nicht bloss der sachliche Organismus der verschiedenen Wissensgebiete ist, deren Bearbeitung uns obliegt, sondern nicht minder die Gemeinsamkeit der sittlichen Betrachtungsweise unserer Thätigkeit. Denn so sehen wir Alle unsere Arbeit an, dass sie uns nicht bloss Sache etwa nur der Neigung oder des Interesses, sondern ein sittlicher Beruf ist im Dienste eines höheren Willens, dem wir uns verantwortlich wissen, und welcher uns einen jeden an seinen Platz gestellt und ihm seine Aufgabe angewiesen hat, damit wir auf diese Weise ein jeder seinen Beitrag leisten zu der Erfüllung jener gemeinsamen Gesamt-Aufgabe, welche der Menschheit überhaupt gestellt ist.

Hiervon nun lassen Sie mich zu Ihnen sprechen, von dieser sittlichen Würdigung des Berufs, indem ich, freilich nur mit flüchtigen Strichen, die geschichtliche Entwicklung seiner Auffassung zu zeichnen versuche. Denn wenn es uns auch jetzt geläufig, ja selbstverständlich ist, die mannigfaltigen Arbeitskreise unter den Gesichtspunkt des Berufs zu stellen und ihnen gleiche sittliche Würdigung zu Theil werden zu lassen, so ist dies doch nicht immer so gewesen.

Sie wissen, dass in der Antike, vor Allem in der Zeit der ungebrochenen Antike der staatliche Gesichtspunkt der massgebende

für das gesammte Leben und seine Thätigkeiten war. Für den staatlichen Verein zuhächst galt der Einzelne als bestimmt; denn nur in ihm konnte er jene Eudämonie erreichen, in welche die Antike einstimmig das höchste Gut setzte. So bemass sich denn von hier aus die Würdigung des gesammten Lebens und aller einzelnen Glieder des Staatsvereins. Die geschichtliche Bedeutung, welche sie für diesen hatten, war massgebend auch für ihre sittliche Würdigung. Wir erinnern uns wohl Alle noch aus unserer Jugendzeit der innern Bewegung, mit der wir etwa jene Grabinschrift vernommen, welche den Thermopylenkämpfern das Volk Lakädämons gesetzt, „weil in Gehorsam sie seine Gebote befolgt“, oder der lebhaften Theilnahme, mit welcher wir den Thaten des Patriotismus gefolgt sind, an denen besonders die römische Geschichte so reich ist. Und dass das alte *dulce et decorum est pro patria mori* auch unter uns seine Kraft noch nicht verloren hat, dafür legt jener Denkstein in unserer Aula Zeugniß ab, welchen wir den Gefallenen unserer Universität errichtet.

Aber so berechtigt der staatliche Gedanke ist und so bedeutsam die Stellung, welche er im gesammten Umkreis dieses Lebens und seiner sittlichen Würdigung einnimmt — der oberste und für Alles massgebende zu sein ist er doch nicht berechtigt und fähig. Er bezeichnet doch immer nur einen Ausschnitt des Lebens, nicht den ganzen Umfang desselben. Indem aber nach der geschichtlichen Stellung und Bedeutung, welche die Einzelnen für den Staatsverband haben, auch die sittliche Würdigung ihrer Person und ihrer Lebensaufgabe sich bestimmt, wird ihr Werthung nothwendig unrichtig und ungerecht. Es sind bekannte Thatsachen, an die ich Sie erinnere. Geringer ist nach Aristoteles die Tugend des Weibes oder des Kindes oder des Unfreien als die des freien Bürgers, und die Arbeit steht in ihrem sittlichen Werth tief unter der politischen Thätigkeit. Der bloss staatliche Gesichtspunkt ist nicht im Stande den Gedanken des Berufs und der sittlichen Gleichheit des Berufs

bei aller geschichtlichen Ungleichheit desselben zur Anerkennung zu bringen, schon um desswillen, weil er nicht die Erkenntniss der sittlichen Gleichheit der Persönlichkeit in sich schliesst. Die heilige Schrift sagt einmal: vor Gott ist kein Ansehn der Person, d. h. vor ihm, an diesem höchsten Massstab gemessen sind alle gleichwerthig. Aber in der menschlichen Gesellschaft ist allerdings Ansehn der Person und muss sein, d. h. für ihre Zwecke und Aufgaben sind nicht alle gleichwerthig. Indem die Antike diesen Massstab zum absoluten erhob, hat sie die natürlichen und geschichtlichen Unterschiede auch zu sittlichen gemacht und sich damit die Möglichkeit einer richtigen sittlichen Würdigung auch des irdischen Berufs verbaut.

Aber sollte es nicht noch eine höhere Stufe des Lebens und einen höheren Standort seiner Beurtheilung geben? Allerdings, sagt z. B. Aristoteles, die Erkenntnisstugenden, die sogenannten dianoëtischen, stehen höher als die ethischen, d. h.: höher als das thätige Leben im Staatsverein steht das Leben der Betrachtung. So wird der Philosoph zum Ideal. Die philosophische Betrachtung aber fordert Musse und Enthaltung von der Unruhe des thätigen Lebens. So erscheint dieses demnach nicht sowohl als der Schauplatz denn vielmehr als die Schranke für die Verwirklichung des Ideals. Diese Gedankenreihe führt konsequent dazu, die sittliche Würdigung des irdischen Berufslebens zu verneinen. Dies also ist die Konsequenz der antiken Betrachtungsweise.

Allerdings bezeichnet die Stoa insofern einen Fortschritt, als sie nicht bloss beim einzelnen Staatsverbande stehen blieb, sondern die Idee des allgemeinen Weltverbandes zu Grunde legte und von da aus die Aufgabe des Einzelnen bestimmte. Diese Denkweise ist vielfach in die allgemeine Bildung übergegangen. Vielleicht ihren schönsten Ausdruck hat sie in den Meditationen des kaiserlichen Philosophen Mark Aurel gefunden. Aber bei allem Schönen, ich bekenne zuweilen überraschend Schönen, was diese Meditationen

enthalten — die Stimmung, welche durch sie hindurchgeht, ist die der Resignation, welche die letzte Antwort auf die Räthsel des Lebens in der Betrachtung sucht, wie alles Einzelne sich im Allgemeinen auflöse. Damit aber hört die Wirklichkeit auf ein Object der Ueberwindung durch die Arbeit zu sein. Der Blick Mark Aurel's ist stetig auf den Tod gerichtet, der alles Einzelne in immer andere Formen wandelt; aber er weiss von keiner Zukunft, in welcher das Ziel alles Strebens erreicht werden soll. Wer aber nichts besseres kennt als jene Stimmung der Resignation, dem sind von vornherein die Flügel gelähmt, und vollends wessen letztes Wort, wie auch bei Mark Aurel, jenes bekannte *patet exitus*, d. h. der Selbstmord ist, der verneint damit den Gedanken eines Berufs, für dessen Erfüllung wir sittlich verantwortlich sind.

Diese Denkweise aber, welche darauf verzichtet der Wirklichkeit Herr werden zu können, verlor sich entweder in jene Gestalten der Kyniker, welche das Ideal in die Verachtung des äusseren Lebens und seiner Thätigkeiten setzten, diese „Bettelmönche“ der ausgehenden Antike, oder in den Enthusiasmus der Neuplatoniker, welcher das Ideal auf dem Wege unmittelbarer Anschauung des Göttlichen zu erreichen meinte — der Vorläufer späterer Erscheinungen der mystischen Ekstase.

Zweifach also — um das Gesagte zusammenzufassen — ist die Stufe der Antike: Entweder stellt sie das Leben unter den Gesichtspunkt des Staatsbürgers, oder unter den des Philosophen. Jenes ist die herrschende Betrachtungsweise der Menge, dies die Denk- und Lebensweise einer Auswahl. Keine von beiden wird dem Gedanken des Berufs gerecht und gelangt zur sittlichen Würdigung desselben.

Es ist das Unterscheidende des Christenthums, dass es dem gesammten Leben eine durchgängige persönliche Beziehung zu Gott gegeben hat und von diesem Gesichtspunkte aus alle Lebensverhältnisse und Lebensthätigkeiten werthet. Damit ist ein Standort

gewonnen, der eine umfassende Würdigung des gesammten Lebens ermöglicht. Ist es derselbe höchste Wille, der einem Jeden gleicherweise seine Stellung und seine Aufgabe in dieser Welt angewiesen hat, so steht auch jede irdische Lebensaufgabe, so verschieden sie auch sein möge und so verschieden ihre geschichtliche Bedeutung, gleicherweise in Beziehung zu ihm wie in Beziehung zu jener höchsten Aufgabe der Menschheit, welche wir mit dem Namen des Reiches Gottes bezeichnen. So ist also erst durch die Beziehung der irdischen Lebensaufgabe auf jenen höchsten Willen die rechte sittliche Würdigung desselben ermöglicht und gegeben. Das ist die Denkweise, wie sie das Christenthum zur Geltung brachte.

Wir machen öfter die Beobachtung, dass, wenn ein neues Princip in die Geschichte hereintritt, sich dieses Princip zuerst mit einer gewissen Einseitigkeit und Ausschliesslichkeit geltend macht, so dass es dem übrigen Leben abstract gegenüberzustehen und die Entwicklung der Geschichte mehr zu verneinen als zu erfüllen scheint. Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sich diese Erscheinung auch hier wiederholt. Die Beziehung auf Gott, welche das Christenthum dem gesammten Leben gab, konnte leicht mit einer solchen Ausschliesslichkeit geltend gemacht werden, dass darüber die Bedeutung, welche das neue Princip für das irdische Leben hat, den Augen entschwand und es nicht die rechte Bejahung, sondern die Verneinung desselben zu sein schien. Und es war ja auch durch den ganzen Zustand der damaligen Welt motivirt genug, dass die Christen zu ihr mehr eine negative als eine positive Stellung einnahmen. Wir wissen aber, wie leicht man dazu kommt, Thatsachen in Principien zu übersetzen.

Wenn wir die Aeusserungen der kirchlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte über die Stellung der Christen zu den irdischen Lebensverhältnissen überblicken, so sehen wir, wie schwankend ihr Urtheil darüber war und wie sehr es der nöthigen Sicherheit ermangelte. Ich hebe als Beispiel nur einen, aller-

dings einen vor anderen asketisch gestimmten, den Afrikaner Tertullian — um 200 — heraus und will nur mit wenigen Worten seine Stellung zu den drei grossen Gebieten, die uns vor allem interessiren, Haus, Staat und Culturleben charakterisiren. Wir haben die schönste Schilderung des christlichen Hauses von ihm, welche die volle sittliche Würdigung der Ehe erkennen lässt, ganz anders als es in der Antike der Fall war, in welcher je länger je mehr Wirklichkeit und Urtheil in schneidendem Widerspruch zur sittlichen Natur und Aufgabe dieses Verhältnisses stand. Und doch wieder stellt er die Ehelosigkeit in einer Weise sittlich hoch, dass diess einer Verkennung der sittlichen Würde der Ehe gleichkommt. Ferner trotz der Misshandlungen, welche die Christen von der römischen Staatsgewalt zu erfahren hatten, klingt doch auch bei diesem schroffen Afrikaner das *civis Romanus sum* durch, und vom Kaiser schreibt er: er gehört mehr uns Christen an als euch; denn wir beten für ihn. Und doch wieder meint er, dass den Christen nichts ferner liege als Politik, und die Bekleidung von Staatsämtern wie der Kriegsdienst erscheint ihm unverträglich mit dem christlichen Bekenntniss. Was aber das Culturleben betrifft, so schliesst er die Christen von einer ganzen Anzahl von Berufsthätigkeiten aus, die Philosophen verachtet er, als welche nur den unmittelbaren Wahrheitssinn verkehren, und der Pflege des Schönen in der Kunst stellt er in schroffer Weise die Idee des Heiligen gegenüber.

Allerdings dürfen wir nach solchen Aeusserungen nicht ohne Weiteres die Wirklichkeit beurtheilen. Wir sehen nicht bloss die Ehe unter den Christen in vollen Ehren und Würden und in einer damals sonst unbekanntem sittlichen Reinheit, so dass der heidnische Rhetor Libanius voll Bewunderung ausruft: Was haben die Christen doch für Frauen! Wir finden die Christen auch zahlreich in Staats- und Militärdienst und in den mannigfaltigsten Berufskreisen; und dass auch die künstlerische Verwendung des Schönen

ihnen nichts Fremdes war, dafür haben wir zahlreiche Zeugnisse bis in die frühesten Zeiten zurück. Aber zu einer rechten Sicherheit des Urtheils über diess ganze Gebiet des irdischen Berufslebens wollte es doch lange Zeit nicht kommen.

Man glaubte sie zu gewinnen, indem man in eigenthümlicher Weise den Vorgang der Antike erneuerte. War man doch aus dem Gedankenkreis antiker Anschauungen herübergekommen.

Zwei Stufen des Lebensverhaltens hatte die Antike unterschieden, die des Staatsbürgers und die des Philosophen. An die Stelle des Staates trat die Kirche, und — so befremdlich Ihnen diess im ersten Augenblick erscheinen mag — den Philosophen sah man im Mönche verwirklicht.

Es gehörte zu den Aufgaben der ersten christlichen Jahrhunderte, der Kirche eine feste Stätte inmitten der irdischen Verhältnisse zu bereiten. Dies forderte eine ausgebildete Organisation der Kirche. So konnte man in diesem Gemeinwesen eine Parallele zum staatlichen Gemeinwesen sehen. Wenn schon der alexandrinische Gelehrte Origenes meint, die Christen hätten nicht nöthig, nach Staatsstellungen zu trachten, sie sollten lieber Kirchenämter suchen, so mussten solche Gedanken auf dem Boden der lateinischen Kirche des Abendlandes noch viel mehr eine Heimat finden. Das grosse Organisationstalent des römischen Geistes kam der Ausbildung der Kirche zu Gute und fand hier ein reiches Feld. Römische Beamte, wie Ambrosius, wurden Beamte der Kirche, und auf dem Bischofsstuhl Roms hat der römische Herrschergeist je und je seine Vertreter gehabt. Augustin aber hat in seinem Lebenswerk *de civitate Dei* den Gedanken ausgeführt, wie neben dem weltlichen Reich des Staates, das in der Herrschsucht seinen Ursprung und im römischen Reich seine höchste Verwirklichung habe, von Anfang an auf Erden der Gottesstaat hergegangen, welcher seine Wirklichkeit an der Kirche besitze. So erschien die Kirche als ein Staat, welcher die höhere Wahrheit des römischen bildet. Hier

haben wir bereits vollständig die Grundlagen der mittelalterlichen Anschauung.

In dem Masse nun, als die Fugen des Reichs unter den Stürmen der Zeit sich lösten, hat das Gebäude der Kirche sich gefestigt. Bei der tiefen Erschütterung der Gemüther, welche z. B. Alarich's Eroberung und Plünderung Roms i. J. 410 weit in die Provinzen hinaus hervorrief, schien die Kirche allein noch der Halt und Hort der Zukunft zu sein. Der Herrschaftsberuf Roms schien auf die Kirche übergegangen; das alte stolze *tu regere imperio populos Romane memento* galt nun von ihr. So ist aus dem alten römischen *imperium* die römische Kirche, aus dem antiken *pontifex maximus* der christliche geworden, und an die Stelle der staatlichen Würdigung des Lebens trat nun die kirchliche. Aus dem staatlichen Gehorsam als der obersten Pflicht wurde der kirchliche, und die staatliche Sittlichkeit der Antike setzte sich in die kirchliche Sittlichkeit um.

Das ist die Erneuerung der ersten Stufe der antiken Lebenswürdigung auf dem Boden der Kirche, als der Massstab für das gewöhnliche Leben der christlichen Menge.

Wie sich nun aber dort über dem Staatsbürger und seinen staatsbürgerlichen Tugenden der Philosoph erhob und die höhere sittliche Stufe philosophischer Tugendübung, wie sie nur einer aristokratischen Auswahl verstatet ist, so erhebt sich hier über der sittlichen Stufe der kirchlichen Menge die höhere sittliche Stufe der aristokratischen Auswahl des mönchischen Standes. Schon in der ausgehenden Antike war Philosophie Ausdruck für eine besondere Lebensweise geworden, die sich von der Menge abhob. Was nun die stoischen und kynischen Philosophen erstrebten, das schien seine höhere Wirklichkeit in der Zurückgezogenheit und Enthaltung vom gewöhnlichen Leben und seinen Gütern und Genüssen zu finden, wie man sie hier zuerst innerhalb der übrigen Gesellschaft übte, mit oder ohne den Philosophenmantel, bald aber durch die äussere

Flucht aus der Gemeinschaft und dem Verkehr mit den übrigen Menschen zu sichern suchte. Auf diesem Wege glaubte man die stoische Höhe des *perfectum* im mönchischen *status perfectionis* zu erreichen. Hatte man früher etwa das Christenthum selbst zuweilen als Philosophie, als die Philosophie schlechthin bezeichnet, so waren es nun die Mönche, welche Philosophen hiessen. Bis weit herunter erhielt sich in der griechischen Kirche dieser Sprachgebrauch. Von der griechischen Kirche aber übertrug sich dieses Ideal des Lebens in die abendländische; und wenn man auch hier mehr als es dort der Fall war mit der Beschaulichkeit die thätige Arbeit verband, so war es doch wesentlich die negative Stellung zu den Aufgaben des wirklichen Lebens, die in dieser Lebensweise ihren Ausdruck fand. Können wir's auch verstehen, wie man dazu kommen konnte, die Einsamkeit des Sinai oder der nitrischen Wüste dem Treiben am verrotteten byzantinischen Hof oder auch den versumpften Zuständen der abendländischen Provinzen vorzuziehen, es war doch eine üble Verkennung der nächsten Berufspflichten, wenn Schülerinnen des mönchseifrigen Hieronymus thränenlos ihr Haus und ihre Kinder in Rom verliessen, um in der Abgeschiedenheit Bethlehems ein Leben höherer Heiligkeit zu führen.

Dies ist denn nun auch die mittelalterliche Anschauung geworden. Entweder ist es der kirchliche Gesichtspunkt, welcher für die Beurtheilung und sittliche Werthung der irdischen Lebensgebiete und Thätigkeiten massgebend ist; oder es ist die Zurückziehung vom gewöhnlichen irdischen Leben, wozu die höhere Vollkommenheit gesetzt wird. Jenes ist die Sittlichkeit des gemeinen Christenlebens, dieses die Stufe der Auserwählten. In beiden wiederholen sich die beiden Stufen der Antike. Auf keiner von beiden kommt es zu einer richtigen Werthung des irdischen Lebensberufs und seiner sittlichen Würde.

Denn so wenig der staatliche Massstab der Antike, da er nur einen Ausschnitt des Lebens bezeichnet, das ganze Leben zu um-

fassen vermocht hat, so wenig vermag es dieser kirchliche. Es kann doch nicht alles Thun kirchlich sein. Es bleibt doch ein grosses Gebiet sogenannter weltlicher Thätigkeiten übrig, welche nicht ohne Weiteres danach gewürdigt werden können, ob sie dem äusseren Kirchenverbande dienen und sich unterordnen. Der Handel der Genuesen beruhte auf Verträgen mit den Ungläubigen des Orients, welche doch kirchlich als rechtlos galten. Künste und Wissenschaften hatten doch nicht bloss kirchliche Aufgaben, und das Leben konnte nicht ohne eine Fülle von Berufsthätigkeiten weltlicher Natur bestehen: es kann nicht Alles vom äusseren kirchlichen Gemeinwesen umspannt werden; noch weniger können Alle Mönche werden — wo sollten von allem Andern zu schweigen schliesslich die Mönche selbst herkommen?

Wie nun? Alle jene Gebiete und Thätigkeiten mussten sein. Aber nach jener Betrachtungsweise fragte sich: durften sie auch sein? Sie konnten etwa als erlaubt gelten, aber ob auch im vollen Sinn als sittlich berechtigt? als gleichberechtigt mit dem kirchlichen Dienst? Es schien nichts übrig zu bleiben, als das Recht dieser Berufsthätigkeiten sich durch kirchliche Leistungen zu erkaufen, um ein gutes Gewissen dazu zu haben. Und doch zu einem wahrhaft guten Gewissen und zur vollen Sicherheit, dass man damit auf gottgewiesenem und göttlich berechtigtem Wege stehe, kam man nicht.

Es war die mächtige Bewegung jener Tage, an welche uns das Gedächtniss des heutigen Tages erinnert, welche durch ihre neugewonnene Erkenntniss vom Berufe zu einem guten Gewissen auch für die Arbeit des sogenannten weltlichen Lebens verhalf.

Diese Erkenntniss hat ihre Vorbereitung gehabt, wenigstens für das Gebiet des staatlichen Lebens. Vor Allem waren es die Kämpfe Ludwig's des Bayern mit der päpstlichen Gewalt, welche hierfür von Bedeutung wurden. Zur vollen Klarheit gebracht aber und durchschlagend wurde diese Erkenntniss doch erst durch Luther

im Zusammenhang mit seiner centralen Erkenntniss von der Gerechtigkeit des Menschen vor Gott allein durch den Glauben, und zugleich dehnte er was von der weltlichen Obrigkeit galt auf das gesammte Gebiet des von Gott geschaffenen und geordneten weltlichen Lebens aus. Von ihm aus sind diese Gedanken Eigenthum der modernen Zeit überhaupt geworden.

Er wird nicht müde die Lehre vom Beruf zu predigen. Niemand ist ohne Beruf. Einem Jeden hat Gott in dieser Welt eine Stellung angewiesen, aus welcher ihm seine Aufgaben erwachsen. In diesem Beruf hat er Gottes Willen zu erkennen, wie er ihm gilt, und in diesem Sinn seinen Beruf zu erfüllen. Alles unser Thun soll berufsgemäss sein. Und das ist die rechte Heiligkeit, dass wir um Gottes Willen unseres Berufs warten, nicht, dass wir besondere Werke der Heiligkeit erdenken und die weltlichen Geschäfte meiden. So soll denn ein Jeder wissen, dass er mit gutem Gewissen in seinem irdischen Berufe steht und eben darin Gott und seinen Gedanken dient.

Von da aus gestaltet sich ihm nun auch der Organismus des sittlichen Lebens, innerhalb dessen einem Jeden seine besondere geschichtliche Stellung angewiesen ist. Wenn Einfachheit ein Zeichen der Wahrheit ist, so wird man diesem System der sittlichen Betrachtungsweise die Eigenschaft der Einfachheit nicht absprechen können. Drei Grundordnungen des irdischen Lebens gibt es — so lehrt er —: die häusliche, die bürgerliche oder staatliche und die kirchliche Gemeinschaft. Das sind die drei göttlichen Stifte, die rechte göttliche Hierarchie. Das Mittelalter — auch der grosse Ethiker des Mittelalters Thomas Aquinas — war über den Gegensatz des Geistlichen und Weltlichen, des Priesters oder Mönches und des Laien nicht hinausgekommen. Der bürgerliche Stand und Beruf, lehrt Luther — so verschieden Ursprung und Wesen der bürgerlichen und der kirchlichen Gemeinschaft ist — ist nicht minder göttlich und heilig wie der kirchliche.

Vor allem lehrt er das göttliche Recht der Ehe und des häuslichen Lebens. Wer in diesem Stande steht, soll wissen, dass er einem heiligen Stande angehört und einem göttlichen Berufe dient, der besser ist als aller Karthäuser und Barfüsser Heiligkeit; und dies gilt bis zur Arbeit der geringsten Dienstmagd, welche in Gottes Namen und im Glauben an Christum ihres Dienstes wartet.

Mit welchem Nachdruck er aber das göttliche Recht der Obrigkeit gelehrt, ist bekannt. Und er durfte wohl von sich rühmen, dass seit der Apostel Zeit das weltliche Schwert und Obrigkeit nie so klärlieh beschrieben und herrlich gepriesen sei. Nicht erst von der Kirche hat die Obrigkeit ihr Recht; sie trägt es in sich selbst auf Grund der Stiftung Gottes, der das irdische Leben in solche Ordnung gefasst hat. Wer in diesem Stande steht, der steht daher in einem göttlichen und seligen Stande; es kommt nur darauf an, dass er sein Werk auch im rechten Sinn thue.

Eine spezielle Anwendung davon hat er auf besonderen Anlass hin auf den Kriegsdienst gemacht, indem er in einer seiner schönsten Schriften davon handelt, „ob Kriegersleute auch in einem seligen Stande sein können“ und diese Frage mit aller Zuversicht bejaht.

Und nur mit Einem Worte darf ich vielleicht noch an seine Stellung zu den Berufsaufgaben des Culturlebens in Wissenschaft und Kunst erinnern. Mit hohen Worten redet er von den Sprachen als der Scheide, darin das Messer des Geistes steckt. „So hart wir über dem Evangelium halten, so hart lasst uns über den Sprachen halten.“ An die Rathsherren der Städte richtet er, wie Sie wissen, dringende Ermahnungen Schulen aufzurichten, dass darin tüchtige Männer zu Pfarrherren, Amtleuten und allerlei nützlichem Werk geschickt erzogen werden; und auch die Errichtung von Mädchenschulen liess er sich angelegen sein. Es ist ja bekannt, dass von ihm aus eine neue Periode des Schulwesens begonnen. Wie offenen Sinnes er aber für alle Künste war und sie



pries als edle Gaben Gottes, mit denen Gott dies arme Leben geschmückt, und wie er insonderheit seine Frau Musika geliebt und mit herzigen Worten besungen, bedarf nur dieser Erinnerung. So erschliesst sich ihm von seinem Grundgedanken des persönlichen Verhältnisses zu Gott in der Glaubensgerechtigkeit aus die ganze weite Welt der Schöpfung und ihrer Ordnungen und Berufsthätigkeiten, und schliesst sich mit der Gemeinschaft des neuen geistlichen Lebens in der Kirche zu einem grossen System des sittlichen Lebens zusammen, in welchem wir Gottes Willen zu erkennen und in seinem Dienst zu stehen die fröhliche Gewissheit haben dürfen.

Eben damals eröffneten sich ungeahnte Welten für die Erkenntniss und die Besitzergreifung, und mit ihnen ein neuer grosser Schauplatz für die gesteigerte Thätigkeit des Geistes und Wirkens, welche charakteristisch für die moderne Zeit geworden ist. Es war von entscheidender Bedeutung, dass mit derselben Epoche eine Erkenntniss und Lehre zusammentraf, welche der modernen Menschheit zugleich zu einem guten Gewissen für diese ihre gesteigerte Thätigkeit zu verhelfen geeignet war.

Es waren nicht schlechthin neue Gedanken, welche Luther aufbrachte. Er hat nur die Consequenzen aus der christlichen Grunderkenntniss gezogen — Wahrheiten, die nie völlig ausgestorben waren, nur in der Doctrin und in der kirchlichen Praxis getrübt und verdunkelt. Uns sind es jetzt geläufige Gedanken; sie sind in das allgemeine Bewusstsein übergegangen. Welche Geschichte sie seitdem durchgemacht, dies zu verfolgen wäre nicht ohne Interesse, liegt aber jenseits der Grenzen, welche ich mir glaubte ziehen zu sollen. Ich wollte bei der Erinnerung stehen bleiben, zu welcher der heutige Tag mir Anlass gab.

Unser Beruf hier ist die wissenschaftliche Erkenntniss — ihre Pflege, Förderung, Mittheilung. Im Gehorsam gegen jenen höchsten Willen, der einem jeden seinen Platz auf Erden und seine Aufgabe anweist, stehen wir jeder auf seinem Posten und dienen,

so viel oder so wenig wir beitragen mögen zur Gesamtaufgabe unseres Geschlechts, doch jeder an seinem Theil jenem letzten Zweck der Geschichte, in welchem sich alle sittlichen Zwecke zur einheitlichen Wirkung zusammenschliessen sollen. Denn das letzte Ziel auch der Erkenntniss ist sittlicher Natur, und auch die höchste Begabung empfängt ihre Würde und wahren Werth erst durch die Gesinnung.

Die Stunden des heutigen Tages sind festlicher Feier und jugendlicher Freude geweiht. Morgen treten wir wieder an die Arbeit. Lassen Sie uns, meine Herren Commilitonen, bei unserer Arbeit dies Bewusstsein stets gegenwärtig halten, dass es ein sittlicher Beruf ist, den wir alle erfüllen, im Gehorsam gegen den Willen Gottes und im Dienst der letzten Zwecke der Menschheit. Der aber, von dem aller Segen kommen muss, der möge auch diese unsere Arbeit segnen und dieses Jahr!